

Predigt im Semesterabschlussgottesdienst des Sommersemesters 2013,
6. Sonntag nach Trinitatis, 7. Juli 2013, 18 Uhr, St. Marienkirche

Prof. Dr. Jens Schröter

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Am Ende, liebe Hochschulgemeinde, geht es noch einmal ums Ganze. Wer bis zum Ende durchhält, auf den wartet die ganz große Vision: der neue Himmel, die neue Erde, die Herrlichkeit Gottes bei den Menschen, so hell, so strahlend, dass man keine Sonne mehr braucht und keinen Mond. Mehr geht nicht. Man braucht allerdings einen langen Atem, um dort anzukommen. Bis zum Ende durchhalten – das meint ja nicht einfach: bis zum Semesterende am Ball bleiben, und auch nicht: die Bibel zu lesen, bis man endlich angekommen ist bei der Offenbarung des Johannes. In der Perspektive des Sehers Johannes heißt bis zum Ende durchhalten vielmehr: Standhalten in Verfolgungen, Festhalten am Bekenntnis, denjenigen widerstehen, die den einzig wahren Glauben in Verruf bringen, und dabei, wenn's sein muss, auch Gefahr für Leib und Leben in Kauf nehmen. Eine kompromisslose Haltung schärft Johannes seinen Adressaten ein, und er malt ihnen dazu drastische Bilder vor Augen davon, wie am Ende Himmel und Erde vergehen werden und ein neuer Himmel und eine neue Erde an ihre Stelle treten. Die Standhaften werden belohnt, ihre Widersacher vernichtet, am Ende wird das Gute über das Böse triumphieren. Es ist unverkennbar: Hier geht es ums Ganze, die große Utopie, die in ihrem Kern eine urbane Utopie ist, denn in ihrer Mitte steht das neue Jerusalem.

Geht es nicht auch eine Nummer kleiner? Müssen es gleich Himmel und

Erde sein, die da neu werden? Ein bestandenes Examen kann ja auch schon das Leben neu machen, etliche Absolventinnen und Absolventen unserer Fakultät konnten es in diesem Semester feiern. Und die mehr als zwanzig Studierenden, die vorgestern ihr Graecum bestanden haben, wären vielleicht gar nicht so entzückt über die Aussicht, dass Himmel und Erde vergehen und in der neuen Welt die gerade mühsam erworbenen Zeugnisse nicht mehr gelten. Viele von uns freuen sich darauf, in der vorlesungsfreien Zeit mancher Neuentdeckung auf die Spur zu kommen – auf Reisen, bei Begegnungen mit Freunden, beim Lesen oder Schreiben. Und wenn wir an die Baustelle Berlin – oder ganz konkret: an die immerwährende Baustelle vor dem Fakultätsgebäude – denken: Wären wir nicht schon zufrieden, wenn endlich mal etwas Neues würde, aus dem was da seit Jahren gebaut wird? Eine neue Brücke über die Spree, kein Lärm mehr und kein Kran vor dem Fenster – wäre das nicht auch schon etwas? Muss denn gleich alles ganz neu, ganz anders werden? Warum ist der Seher Johannes so vermessen, so maßlos, dass es einem fast den Atem verschlägt?

Ohne die ganz große Vision, so scheint es, geht es für ihn nicht. Er kann nur so über die Wirklichkeit sprechen, dass er sie ins Licht der urbanen Utopie vom neuen Jerusalem stellt, dem Mittelpunkt der neuen Schöpfung. Er beschreibt das sehr detailliert: Maße und Baumaterialien werden genannt, das Bild einer Stadt mit Stadtmauer und Toren gezeichnet. Allerdings sind die Abmessungen dieses neuen Jerusalem, das da vom Himmel kommt, so gewaltig, dass sie jeder Vorstellung einer tatsächlichen Stadt Hohn sprechen, selbst von Megacities wie Tokio oder Shanghai. Diese Riesenstadt ist für den Seher Johannes das Gegenmodell zur Hure Babylon, jener Stadt, die für ihn der Hort alles Abscheulichen und Widergöttlichen ist und deren Untergang er zuvor in dramatischer Weise geschildert hatte. Die neue Stadt,

unendlich schön, unendlich groß, auf sie richtet sich am Ende der Blick, sie wartet auf die, die durchgehalten haben bis zum Ende.

Die urbane Utopie, die uns im letzten Buch der Bibel entgegentritt, richtet sich nicht auf eine Stadt, die Menschen bauen könnten. Sie schaut vielmehr hinaus über unsere Planungen und Baumaßnahmen darauf, wie Gott selbst die Wirklichkeit verändern wird. „Siehe, *ich* mache alles neu“ sagt darum der, der auf dem himmlischen Thron sitzt, nicht etwa: „Baut *ihr* doch endlich eine neue Stadt!“ Wo trifft uns diese Vision vom gewaltigen Eingreifen Gottes heute? Richten sich unsere Erwartungen, unsere Hoffnungen und Sehnsüchte, noch darauf, dass Gott unsere Stadt, unser Land, unser Leben verändern wird? Oder haben wir den Himmel längst aufgegeben und suchen unser Heil lieber in leichter erschwinglichen Versprechen? Erreichen uns die gewaltigen Bilder des Sehers Johannes in ganz anderer Zeit, mitten in Berlin, der „Hauptstadt des Atheismus“, wie sie auch schon genannt wurde? Schauen wir genauer hin.

An Glückserwartungen und -versprechungen besteht auch in unseren Tagen kein Mangel. Ratgeberliteratur weist den Weg zu einem Leben im Einklang mit sich selbst; empfohlen wird das Erlernen fernöstlicher Meditationspraxis, manchmal werden auch einfach nur Tipps für richtige Ernährung oder körperliche Betätigung gegeben. Auch Bücher christlicher Autorinnen und Autoren tummeln sich auf diesem Markt. Den flott daherkommenden, oft in diffuser Weise religiös konnotierten Heilsversprechen scheint jedes Mittel recht, den Himmel auf die Erde zu ziehen, das Heil im Diesseits zu suchen. Die Überzeugung, es gebe ein Jenseits, eine nicht von Menschen gemachte, ihrer Verfügung entzogene Kraft, die alles Fragmentarische und Unfertige zusammenhält, für einen letzten Sinn steht und dafür, dass das Böse am Ende nicht über das Gute

siegen wird – sie erscheint dann plötzlich als billige Flucht aus der Wirklichkeit. Sie wandert aus in Filme – „Jesus liebt mich“ ist ein neueres Beispiel des Genres „Jesusfilm“, in dem Jesus plötzlich wieder auf der Erde erscheint, um den Weltuntergang vorzubereiten – oder sie begegnet in verschiedenen Spielarten der Esoterik.

Und doch äußert sich auch hier das Verlangen nach einem Leben, in dem kein Leid mehr ist und keine Zwietracht, das frei ist von den Sorgen und Ängsten, die uns umtreiben. Die große Utopie wird dabei freilich eingewechselt in die kleine Münze des Ratschlags für ein sorgenfreies Leben, sie wandert aus in Science Fiction oder auch einfach nur in die Komödie. Trauen wir den kraftvollen, kompromisslosen Bildern der biblischen Botschaft, der urbanen Vision vom himmlischen Jerusalem, nicht mehr zu, unsere Wirklichkeit neu zu erschließen und sie zu verändern? Hat nicht die Aufgabe der Utopie von der ganz anderen Welt, vom himmlischen Jerusalem, beinahe zwangsläufig die Trivialisierung der Wucht zur Folge, mit der der Seher Johannes zwischen Gut und Böse, Glaube und Unglaube, Treue und Verrat unterscheidet? Ist seine Vision nicht gerade darum so faszinierend, weil sie – darin den antiken Mythen vergleichbar – gerade nicht auf das Aushandeln des innerweltlichen Kompromisses setzt, sondern darauf, dass es eine letzte Wahrheit über unser Leben gibt, die sich allen Versuchen ihrer Relativierung widersetzt?

Unser Leben ist gezeichnet von Abbrüchen, Ambivalenzen und Unvollkommenheiten, umfängen vom Tod. Dem stehen seit jeher die großen Visionen und Utopien entgegen. Sie sehen nicht nur das Leben vom Tod umfängen, sondern auch den Tod vom Leben. Sie schauen hinaus über das Hier und Jetzt, geben sich nicht ab mit kleinlichen Ratschlägen zur Körper- und Seelenhygiene. Im Namen einer höheren, der göttlichen

Wahrheit treten die Visionäre dieser Welt auf gegen die Lebenslügen, die Nöte und Bedrängnisse der Menschen. Sie glauben an die Gültigkeit der Unterscheidung von richtig und falsch. Droht sie unter die Räder zu kommen, greifen sie zu den ganz großen Bildern, den schrillen Farben, den Worten, die durch Mark und Bein gehen. Auch der Seher Johannes ist so ein Visionär. Dass die kleinen Gruppen versprengter Christusgläubiger in Kleinasien aufgerieben werden könnten zwischen den starken und attraktiven jüdischen Gemeinden einerseits, den Repressionen römischer Behörden andererseits, will er nicht hinnehmen. Dass die Wahrheit des Glaubens an den Gott Israels und an Christus, das zu seinem Thron erhöhte Lamm, verleumdet und verlästert wird, ist ihm schier unerträglich. Darum stellt er das Durchhalten im Glauben in den Horizont der Vernichtung alles Bösen und des radikal Neuen, das an dessen Stelle treten soll. Das klingt geradezu anmaßend. Als wäre die Verfolgung von Christen in einem islamisch geprägten Land unserer Tage Grund genug, gleich die Vernichtung der ganzen Welt heraufzubeschwören! Aber es geht um nicht weniger als die Wahrheit des Glaubens, die keine Relativierung duldet.

„paradise now!“ – als eindringliche Forderung, fast schon wie ein Aufschrei mutet das Thema an, unter dem die Gottesdienste dieses Semesters stehen. Mögen doch endlich paradiesische Zustände Einzug halten und all das Leid und die Not auf dieser Erde beenden. Manchmal können wir es kaum noch aushalten, die Nachrichten von den brutalen Auseinandersetzungen in Brasilien, in der Türkei oder in Ägypten zu hören. „paradise now!“ möchten wir rufen – mitten hinein in die Schüsse und das Tränengas auf dem Tahrir- oder dem Taksimplatz. „paradise now!“ möchten wir den verstörenden Botschaften darüber entgegenhalten, was da so alles herauskommt über die fragwürdigen Überwachungsmethoden von Geheimdiensten, die das

Misstrauen offenbaren, mit dem wir uns belauern. „paradise now!“ – Wir wünschen uns eine Universität, in der mehr geforscht, gelehrt und gelernt und weniger über Strukturen und Reformen debattiert wird; in der die Vision einer Bildung durch Wissenschaft die Kräfte zu mobilisieren vermag und kleinliche Streitigkeiten und Rechthabereien in den Hintergrund treten. „paradise now!“ – die große Vision des Johannes hat an Aktualität nichts eingebüßt.

„Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ Auch die Jahreslosung für 2013 aus dem Hebräerbrief richtet den Blick über das Hier und Jetzt hinaus auf das künftige Jerusalem. Diese Vision ist nicht einfach die Lösung der Probleme, denen sich die Gemeinde gegenüber sieht. Aber sie stellt ihre Existenz in einen Raum, in dem sie Halt findet in den Herausforderungen und Irritationen der Gegenwart. Die Bilder der jüdischen und christlichen Apokalyptiker sind darum durchtränkt von Motiven der Geschichte Gottes mit seinem Volk. Sie greifen zurück auf die Sprache und die Traditionen, die den Erzähl- und Erfahrungsraum Israels prägen. Sie vertrauen darauf, dass sich in diesen Traditionen, in dieser Sprache auch Orientierung für die Zukunft finden lässt.

Die verändernde Kraft von Visionen durchzieht die biblischen Texte wie ein roter Faden. „Als der Herr wandte Zions Geschick, waren wir wie Träumende.“ So beginnt der Psalm, mit dem die aus dem Exil Zurückgekehrten auf die großen Taten zurückblicken, die Gott an ihnen vollbracht hat. Sie sind ihnen aber nicht einfach Erinnerung an Vergangenes, sondern Grund für die Hoffnung, dass sie von Gott auch zukünftig Großes zu erwarten haben. „Wende unser Geschick“ rufen sie ihn darum an in dürftiger Zeit, als es so gar nicht danach aussieht, als sollte es

ein gutes Ende nehmen mit dem Volk im verheißenen Land. Auch der Seher Johannes orientiert sich an den großen Traditionen Israels. Die zwölf Stämme werden ihm zum Symbol für die Vollzahl der Geretteten, seine Vision für die Stadt der Zukunft ist orientiert an der heiligen Stadt, die schon der Prophet Ezechiel in leuchtenden Farben gemalt hatte, mit einem wichtigen Unterschied: es gibt keinen Tempel mehr in der Stadt, weil Gott selbst und das Lamm bei den Menschen wohnen. Es wäre auch heute nicht die geringste Aufgabe, den durch die biblischen Texte eröffneten Erfahrungsraum zurückzugewinnen, ihn fruchtbar zu machen für eine urbane Vision für Berlin im Horizont des christlichen Glaubens.

Ohne Utopien können wir nicht leben, auf Visionen nicht verzichten. Der sarkastische Rat von Altbundeskanzler Helmut Schmidt, wer Visionen hat, solle zum Arzt gehen, wirkt etwas kläglich gegenüber den kraftvollen Bildern von Himmel und Erde, die der Seher Johannes malt. Visionen und Utopien konfrontieren das Unfertige und Unvollkommene, das Abgebrochene und Unabgegoltene mit der Hoffnung, dass es ein gutes Ende nehmen wird mit dieser Welt und uns Menschen. Visionen sind darum keine Phantastereien. Sie können Wirklichkeit verändern, weil sie den Mut haben, über das Hier und Jetzt hinausblicken in eine andere Welt. „I have a dream“ – die legendäre Rede Martin Luther Kings in Washington jährt sich im August dieses Jahres zum 50. Mal. Dieser Traum war keine wilde Spinnerei. Martin Luther King hatte die Vision einer Gesellschaft ohne Rassentrennung, in der ernst gemacht wird damit, dass alle Menschen gleich erschaffen sind. Was in der amerikanischen Gesellschaft damals mehr als kühn erscheinen mochte, hat zu Veränderungen geführt, die heute niemand mehr in Frage stellt.

Auch mit dieser Stadt verbinden sich starke Bilder und große Visionen.

Auch sie sind mitunter mit Worten amerikanischer Präsidenten verbunden, auch von ihnen jährt sich ein berühmtes in diesem Jahr zum 50. Mal. Vieles hat sich seither verändert, manche urbane Utopie für diese Stadt ist wahr geworden. Berlin ist nicht mehr durch eine Mauer geteilt, an der Humboldt-Universität gibt es mehr als 30.000 Studierende aus aller Welt, die Stadt ist zu einem pulsierenden Zentrum für Wissenschaft und Kunst geworden. Wer sich noch an grau-bedrückende Zeiten realsozialistischer Diktatur erinnern kann, für den ist unübersehbar, dass hier, mitten in Berlin, Visionen Wirklichkeit geworden sind.

Ich wünsche uns allen für die kommenden Wochen und Monate Erfahrungen, die festgefahrene Sichtweisen in ein neues Licht rücken; ich wünsche uns die verändernde Kraft von Erlebnissen, die uns neu auf die Menschen um uns herum zugehen lassen; ich wünsche uns die Sensibilität dafür, die Wirklichkeit im Licht der biblischen Traditionen und Verheißungen neu sehen zu lernen. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.